

## *Zur Sakralbaukunst Schwabens im Hochmittelalter: Romanik oder ›more romano‹?*

VON PETER KURMANN

Trotz aller berechtigten Zurückhaltung, die heutzutage der kunsthistorischen Formanalyse entgegengebracht wird, ist man doch immer wieder versucht, formale Ähnlichkeiten zwischen Kunstwerken im Sinne eines »stilistischen Einflusses« zu erklären. Gemäß diesem Interpretationsmuster erweisen sich Kunstwerke – einzeln oder in Gruppen – aufgrund ihrer formalen Beschaffenheit als derart überlegen, daß sie bei der Gestaltung neuer Schöpfungen fast zwangsläufig als Richtlinie betrachtet wurden. Losgelöst von jeder historischen Betrachtungsweise, ganz und gar fixiert auf formale Analogien, erklärt die vergleichende Stilanalyse die Entstehung künstlerischer Phänomene nur dem Scheine nach, denn sie fragt nicht nach den Beweggründen für die Wahl dieser oder jener Form und noch weniger nach deren inhaltlicher Aussage. Nicht zufälligerweise war gerade die mediävistische Kunstgeschichte lange Zeit auf dieses einseitige formengeschichtliche »Herleiten« von Kunstwerken besonders erpicht, glaubte man doch allen Ernstes, dadurch das Fehlen schriftlicher Quellen überbrücken zu können.

Seit etwa zwei Jahrzehnten – vor allem im Bereich der Architekturgeschichte des Mittelalters – schlägt das Pendel nach der entgegengesetzten Seite aus. Nicht die Form als solche oder gar ihr Stellenwert innerhalb eines mehr oder weniger deterministisch konzipierten Evolutionsschemas steht nunmehr zur Debatte, sondern das »Zitat«. Einer vorgefügten, aus dem Kontext eines anderen Bauwerks übernommenen Formgebung wird unterstellt, daß sie gewählt wurde, um ihr im neuen Konzept eine eindeutige Aussage zu hinterlegen. Diese ist nun nicht mehr kunstimmanent, sondern – im weitesten Sinn des Wortes – politischer Natur. Da nach derartigen Formzitataten bisher vorab in der sakralen Baukunst gesucht wurde, betreffen die aus ihnen gewonnenen Aussagen in erster Linie Fragen nach dem Prestige und damit nach kirchenpolitischen Rangstreitigkeiten, nach dem ideologischen Selbstverständnis von Orden und anderer kirchlicher Gemeinschaften, aber auch nach dem Spannungsverhältnis zwischen Klerus und Laien<sup>1)</sup>. Allerdings konnte bis-

1) Ein erschöpfender Anmerkungsapparat wird im Rahmen des vorliegenden Essays nicht angestrebt. Als Beispiele für diese Forschungsrichtung seien genannt: W. SCHENKLUHN, *Ordines studentes. Aspekte zur Kirchenarchitektur der Dominikaner und Franziskaner im 13. Jahrhundert*, Berlin 1985; H.-J. KUNST/W.

her nie eine schriftliche Quelle namhaft gemacht werden, welche die von der einschlägigen Forschung postulierte Aussage eines Formzitates *expressis verbis* bestätigt hätte. Einerseits ist es gewiß legitim, das Kunst- und Bauwerk selber als historische Quelle zu werten und zu befragen. Andererseits darf nicht verschwiegen werden, daß es bei weitem nicht immer gelungen ist, das Zitat »auf ein Konkretum, auf ein Hier und Jetzt«<sup>2)</sup> zu beziehen«, so daß die Erklärung, die in das Formzitat hineingelesen wird, häufig unverbindlich bleibt. In den meisten Fällen würden es wohl nur umfassende Untersuchungen über das gesamte historische Umfeld mittelalterlicher Bauwerke erlauben, Formzitate als aussagefähiges Quellenmaterial zu betrachten. Daß dies nur im Sinne einer engen Zusammenarbeit von Historikern mit Kunsthistorikern möglich wäre, versteht sich eigentlich von selbst.

Bei der Vorbereitung des kunsthistorischen Vortrags für die diesjährige Herbsttagung stellte sich bald heraus, daß in der Baukunst direkte formale Übernahmen zwischen Italien und Schwaben weder in der einen noch in der anderen Richtung nachzuweisen sind. Es wäre wenig erfreulich gewesen, anhand vieler Beispiele den Beweis dafür anzutreten und damit den Vortrag unter lauter negative Vorzeichen zu setzen. Als viel aufschlußreicher erwies sich ein forschungsgeschichtlicher Aspekt. Nicht erst in unseren Tagen hat die kunsthistorische Forschung versucht, die Gestalt architektonischer Schöpfungen als direkte Folge zeitgenössischer politischer Konstellationen zu erklären. In einem bahnbrechenden Aufsatz<sup>3)</sup> nahm Edgar Lehmann 1940 die Methode vorweg, die den heutigen Bestrebungen, Architektur anhand formaler »Zitate« zu erklären, ebenfalls zugrunde liegen. Indem das Reformkloster Hirsau mit seinem großen Kirchenbau zur Strenge und Einfachheit frühchristlicher Basiliken zurückgekehrt sei, so lautet die Kernthese Edgar Lehmanns, habe es seine Treue zur päpstlichen Partei visuell umgesetzt. Die »römische« Bauform der flachgedeckten Hirsauer Basilika (Abb. 1) sei also politisches Programm gewesen. Natürlich ist dies in keiner schriftlichen Quelle ausdrücklich erwähnt worden. Da die große Hirsauer Klosterkirche zweifellos den baukünstlerischen Höhepunkt Schwabens im Hochmittelalter darstellt, sei es erlaubt, im Sinne einer forschungsgeschichtlichen Rückschau noch einmal kurz auf das Thema einzugehen. Letztlich handelt es sich um das grundsätzliche Problem, inwieweit kunstgeschichtliche Phänomene historisch interpretierbar sind. Fragen wir zuerst nach dem Sinn zweier Begriffe. Was heißt in mittelalterlichen Quellen »nach römischer Art«, und wie entstand der moderne kunsthistorische Begriff »Romanik«?

SCHENKLUHN, Die Kathedrale in Reims. Architektur als Schauplatz politischer Bedeutungen (Kunststück, hg. von K. HERDING), Frankfurt a. M. 1988.

2) H.-J. KUNST, Freiheit und Zitat in der Architektur des 13. Jahrhunderts – Die Kathedrale von Reims, in: Bauwerk und Bildwerk im Hochmittelalter, hg. von K. CLAUSBERG/D. KIMPEL/H.-J. KUNST/R. SUCKALE (Kunsthistorische Untersuchungen des Ulmer Vereins 11), Gießen 1981, S. 87–102, hier S. 88.

3) E. LEHMANN, Über die Bedeutung des Investiturstreits für die deutsche hochromanische Architektur, in: Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 7 (1940), S. 75–88.

Nicht im historischen Umfeld Hirsaus, sondern in der Karolingerzeit sprechen die Quellen vom *mos Romanus*. Sie verstehen darunter etwas ganz Spezifisches, ja Außerordentliches, nämlich die Westausrichtung von Kirchen entsprechend dem Vorbild der römischen Basiliken im Lateran und Vatikan. Bekanntlich wurde in Fulda der um 790/92 begonnenen Abteikirche St. Bonifatius unter Abt Eigil 802–817 ein Westquerschiff mit direkt anschließender Westapsis nach dem Vorbild des römischen St. Peter zugefügt<sup>4)</sup>. Die kurz nach diesen Bauunternehmungen geschriebene *vita Eigilis* hält ausdrücklich fest, der Platz des Altars in der Westapsis sei über dem Bonifatiusgrab nach römischer Art angeordnet worden. Es war also die gewestete Anlage eines riesigen Querhauses mit Apsis und Märtyrergab, welche die Zeitgenossen als etwas Römisches empfanden<sup>5)</sup>. Hingegen wird wohl niemand im 9. Jahrhundert die Architektur des Langhauses als etwas spezifisch Römisches angesehen haben. Der spätrömische Typus der Säulenbasilika mit ungliederten Wänden und flacher Decke war auch nördlich der Alpen noch konkurrenzlos<sup>6)</sup>, obwohl beispielsweise Einhard nur wenig später in Steinbach und in Seligenstadt<sup>7)</sup> den alternativen und, wie sich im Laufe der Zeit herausstellte, zukunftsträgigeren Typus der Pfeilerbasilika zur Richtschnur seines Bauprogramms machte.

Was das früh- und hochmittelalterliche Schwaben betrifft, so findet sich mit Ausnahme von Reichenau-Mittelzell<sup>8)</sup> im Gebiet des ehemaligen Herzogtums kein zweites in *more romano* errichtetes Westquerhaus.

Auch wenn im Laufe des 11. Jahrhunderts vor allem nördlich der Alpen die Säulenreihen nach und nach durch Pfeilerstellungen ersetzt wurden, spielte die Säule als Pendant zum Pfeiler, als Pfeilervorlage oder als Wandvorlage weiterhin eine große Rolle. Eines der

4) F. OSWALD/L. SCHÄFER/H. R. SENNHAUSER, Die vorromanischen Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen, 1. Lieferung, München 1966, S. 84–87; Nachtragsband, bearb. von W. JACOBSEN/L. SCHÄFER/H. R. SENNHAUSER, München 1991, S. 132–133; W. JACOBSEN, Gab es eine karolingische »Renaissance« in der Baukunst?, in: Zeitschrift für Kunstgeschichte 51 (1988), S. 313–347, hier S. 326f.

5) C. HEITZ, More romano. Problèmes d'architecture et de liturgie carolingiennes, in: Roma e l'Età carolingia, Atti delle giornate di studio, 3–8 maggio 1976, a cura dello Istituto di Storia dell'arte dell'Università di Roma, Roma 1976, S. 27–37.

6) JACOBSEN, »Renaissance« (wie Anm. 4): Diese ausgezeichnete Darstellung der Vielfalt der karolingischen Baukunst geht auf das Problem des Wechsels von der Säulen- zur Pfeilerbasilika nicht ein.

7) Für beide Kirchen OSWALD/SCHÄFER/SENNHAUSER, Kirchenbauten (wie Anm. 4), 3. Lieferung, München 1971, S. 320–322, bzw. 309–311, Nachtragsband (wie Anm. 4), S. 399, bzw. 382–383; zusammenfassend zuletzt D. v. WINTERFELD, Die Kaiserdome Speyer, Mainz, Worms und ihr romanisches Umland, Würzburg 1993, S. 25–30.

8) Neubau eines Westquerhauses und quadratischen Westchors zwischen 888 und ca. 930 nach Abbruch dieses Westquerhauses unter Abt Witigowo (985–997) unter Abt Berno (1008–1048) erneut Errichtung eines Westquerhauses und jetzt einer rechteckig ummantelten Westapsis: W. ERDMANN/A. ZETTLER, Zur karolingischen und ottonischen Baugeschichte des Marienmünsters zu Reichenau-Mittelzell, in: Die Abtei Reichenau. Neue Beiträge zur Geschichte und Kultur des Inselklosters, hg. von H. MAURER, Sigmaringen 1974, S. 481–522, hier S. 510ff.

wesentlichen Elemente spätantiker, also »römischer« Baukunst blieb damit im Mittelalter erhalten. Aus diesem und aus anderen Gründen fanden die Architekturhistoriker des frühen 19. Jahrhunderts bei der Suche nach einer griffigen Bezeichnung für die europäische Architektur zwischen dem 10. und dem 13. Jahrhundert intuitiv das Richtige, als sie den Begriff »Romanik« kreierten. William Gunn prägte 1813 erstmals die Bezeichnung *Romanesque Architecture*<sup>9)</sup>, und offenbar unabhängig von ihm verwendete Charles de Gerville 1818 den Begriff *architecture romane*. Beide fühlten richtig, daß vieles, was für die romanische Architektur bestimmend ist, als Rückkoppelung an die römische Architektur verstanden werden kann. De Gerville verglich die Entwicklung der mittelalterlichen Architektur mit den vom Latein abgeleiteten romanischen Sprachen<sup>10)</sup>.

Versteht man »Romanik« als Derivat antiker Baukunst, so gilt dies für alle ihrer Varianten in ganz Europa. Oder manifestiert sich etwa außerhalb Roms, das bekanntlich während des ganzen Mittelalters am Typus der frühchristlichen Basilika festhielt (Abb. 2) und insofern ein Sonderfall blieb<sup>11)</sup>, immer dort eine besonders »römische« Romanik, wenn am Flachdeckenbau festgehalten wird? Wohl nicht, denn auch innerhalb dieser Typenwahl ließen sich die Formen modernisieren. Ein sehr spätes Beispiel, die zeitlich bereits an der Schwelle der Gotik stehende Benediktinerabteikirche von Schwarzach vermag dies besonders gut zu illustrieren (Abb. 3). Ihr von stämmigen Säulen getragenes Mittelschiff ist ebenso wie die Seitenschiffe flachgedeckt. Auch die mit kräftigen Pfeilervorlagen räumlich ausgeschiedene Vierung schließt mit einer Flachdecke ab, ebenso die Querarme. Lediglich das Sanktuarium ist in allen Teilen eingewölbt. Einer spätmittelalterlichen Tradition zufolge wurde die Kirche nach dem Brand der Vorgängerin errichtet, der zwischen 1223 und 1229 stattgefunden haben soll. Sicher dürfte die heutige Kirche unter Abt Burkhard von Hasenburg errichtet worden sein, der 1209–1229 im Amt war, vielleicht wurde sie schon etwas früher begonnen, aber kaum vor 1200<sup>12)</sup>. Der stilistische Befund, vor allem die Gestaltung der Langhausarkaden, legt eine Entstehung in dieser Spätzeit der Romanik eindeutig nahe. Allein schon die kräftige Doppellaubung der Arkaden spricht dafür, insbesondere der röllchenförmige Anlauf für das Wulstprofil des Überfangbogens. Ebenso bezeichnend ist die Tatsache, daß letzterer leicht gestelzt ist und folglich nicht konzentrisch mit der inneren Bogenlaubung verläuft<sup>13)</sup>. Diese Dispositionen stimmen mit dem For-

9) G. GERMANN, Neugotik. Geschichte ihrer Architekturtheorie, Stuttgart 1974, S. 42.

10) Ebd., S. 42–43.

11) G. BRUCHER, Die sakrale Baukunst Italiens im 11. und 12. Jahrhundert, Köln 1987, S. 247–249; R. KRAUTHEIMER, Rome. Profile of a City 312–1308, Princeton 1980, S. 161–178.

12) P. MARZOLFF, Die Baugeschichte der Abtei, in: Die ehemalige Benediktinerabtei Schwarzach, hg. von A. TSCHIRA et alii, Karlsruhe<sup>2</sup> 1977, S. 19–34; DERS., Die hochmittelalterliche Abteikirche, in: ebd., S. 35–57.

13) Daß die Schwarzacher Kirche von der modernen Denkmalpflege radikal restauriert, teilweise neugebaut wurde, tut der stilgeschichtlichen Einordnung keinen Abbruch, da ausreichende Befunde vorhanden waren. Vgl. A. TSCHIRA, Die Restaurierung, in: Die ehemalige Benediktinerabtei Schwarzach (wie

menschatz überein, den das benachbarte Elsaß im späten 12. Jahrhundert entwickelt hatte. Die Schwarzacher Arkaden belegen also eine für diese Zeit typische Gestaltungsweise, welche die Wand mit plastischen Werten zu bereichern suchte. Trotzdem ist die Gesamtform dieser Abteikirche höchst rückständig. Mit ihren über den Arkaden glatten Wänden und ihrer flachen Decke steht diese Säulenbasilika in frühmittelalterlicher Tradition. Zur gleichen Zeit wie das Schwarzacher Münster entstand im französischsprachigen Westen des Reichs die Kathedrale von Lausanne (Abb. 4). Entsprechend dem neuartigen Architektursystem der französischen Gotik gliedert sie die Wand fast vollständig in stützende und getragene Glieder auf<sup>14)</sup>.

Lausanne steht für die Übernahme einer fremdartigen, außerhalb Deutschlands entwickelten Organisation künstlerischer Formen. Insofern dient der Vergleich zwischen der hochburgundischen Kathedrale und der oberrheinischen Abteikirche lediglich der Illustration der »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen«. Eine angemessene Beurteilung der Schwarzacher Architektur muß im Rahmen ihres geographischen Umfeldes erfolgen. Sie hat dem bereits angedeuteten Umstand Rechnung zu tragen, daß das Bauwerk in der Detailgestaltung auf der Höhe seiner Zeit steht. Nur die Gesamtform sieht so aus, als ob die ganze Entwicklung der Romanik an ihr vorbeigegangen wäre.

Vereinfachend kann man die Geschichte der romanischen Architektur als Rhythmisierung des Raums in deutlich voneinander getrennte Abschnitte (die sogenannten Joche) und als Differenzierung der Wand bezeichnen, die seit der Mitte des 11. Jahrhunderts immer mehr wie ein plastisch die Mauermaße belebendes Relief behandelt wird. Eine solche Entwicklung war erst möglich, nachdem die spätantike Säulenbasilika als Leitbild aufgegeben worden war. Nur die Pfeilerbasilika erlaubte es, die Wand zu aktivieren, indem die Stützen in Form von Vorlagen bis zur Decke weitergeführt wurden. Erst in einer zweiten Phase wurde aus der neu eingeführten Wandgliederung die Konsequenz für die Gestaltung der Decke gezogen. Statt die Raumteile, und insbesondere das Mittelschiff, wie bisher mit einer Flachdecke abzuschließen, begann man nun, sie einzuwölben. Welche Art von Gewölbe man auch immer wählte – die Tonne, die Kuppel, das Kreuzgratgewölbe und seit etwa 1100 im anglonormannischen Königreich und in Oberitalien auch das Kreuzrippengewölbe –, immer wurde die Decke auf die Gegebenheiten des Wandreliefs abgestimmt. Es war also nicht der Wunsch nach steinernen Gewölben, der zuerst nach einer kräftigeren Durchgestaltung der Wand rief, vielmehr verlief die Entwicklung umgekehrt, und zwar in allen europäischen Ländern. Zwei geographisch weit auseinander-

Anm. 12), S. 3–15; DERS., Fragen der Denkmalpflege, in: ebd., S. 15–18; J. GÖRICKE, Die Restaurierungsarbeiten an der Kirche, in: ebd., S. 72–79.

14) M. GRANDJEAN, La cathédrale actuelle: sa construction, ses architectes, son architecture, in: La Cathédrale de Lausanne, hg. von J.-C. BIAUDET et alii (Bibliothèque de la Société de l'Histoire de l'Art en Suisse 3), Bern 1975, S. 45–174.

liegende Beispiele mögen dies illustrieren: Weder die Kathedrale von Peterborough<sup>15)</sup> (Abb. 5) noch San Zeno in Verona<sup>16)</sup> (Abb. 6) – beide im frühen 12. Jahrhundert begonnen – sollten im Mittelschiff je eingewölbt werden. Dennoch weisen ihre Wände Gliederungen auf, die man sich durchaus als Gewölbeelemente fortgesetzt denken kann. Und in der Tat gibt es zeitgenössische Beispiele, in denen die Wandvorlagen sich bereits zu Rippen und Gurten aufzweigen (in England beispielsweise die Kathedrale von Durham<sup>17)</sup>, in Italien Sant’Ambrogio in Mailand<sup>18)</sup>).

Mit dem Dom von Speyer (Abb. 7) besitzt Deutschland ein Bauwerk, in dem die beiden Etappen dieser Entwicklung nacheinander sehr früh in die Wege geleitet wurden<sup>19)</sup>. Bereits in ihrer ersten Gestalt aus dem 2. Drittel des 11. Jahrhunderts wiesen die Hochschiffwände dieser von kaiserlichem Anspruch geprägten Bischofskirche ein kräftiges Gliederungssystem auf. Riesige Blenden führten die Pfeiler als Wandvorlagen bis unter die Flachdecke hinauf. Die vor den Wandpfeilern stehenden Halbsäulen ergaben mit den darauf gesetzten Überfangbogen eine Kolossalordnung unerhörten Ausmaßes. Auch technisch war dieses Meisterwerk unglaublich innovativ. Pfeiler und Wandvorlagen bilden ein Skelett, zwischen dem die Wandstücke als Füllungen eingefügt wurden. Als dann zu Ende des 11. Jahrhunderts unter Kaiser Heinrich IV. auch das Mittelschiff eingewölbt wurde – die Seitenschiffe trugen Kreuzgratgewölbe von Anfang an –, faßte man jeweils zwei Arkaden und Blenden unter ein Gewölbe zusammen, das von je zwei Seitenschiffgewölben begleitet wird. Das »gebundene System« der Hoch- und Spätromanik war damit geboren. Sozusagen das Zufallsprodukt des Umbaus von Speyer I zu Speyer II, wurde es für eine große Anzahl deutscher Abtei-, Stifts- und Bischofskirchen zum bestimmenden Gestaltungsprinzip<sup>20)</sup>.

Dennoch blieb die unmittelbare Nachfolge von Speyer bescheiden. Wahrscheinlich standen die Zeitgenossen dem Innovationsschub, der sich hier manifestierte, verständnislos gegenüber. Der Kaiserdom, der alle Maßstäbe sprengte, konnte als Bauaufgabe kaum Vorbild werden. Selbst die benachbarten Bischofskirchen von Mainz und Worms, die sich an ihn anlehnten, sind in manchem rückschrittlich<sup>21)</sup>. Im Gegensatz zur Entwicklung in Frankreich, Spanien und England erschienen den Auftraggebern der großen Bauwerke im Reich die Einführung des Wandreliefs und die Errichtung von Gewölben nichts Unabdingbares. Man blieb in vielen Fällen – Schwarzach ist beileibe kein Sonderfall – bis zum

15) N. PEVNER/P. METCALF, *The Cathedrals of England. Midland, Eastern and Northern England*, Harmondsworth 1985, S. 271–286.

16) BRUCHER, *Baukunst* (wie Anm. 11), S. 82–86.

17) PEVNER/METCALF (wie Anm. 15), S. 71–103.

18) BRUCHER, *Baukunst* (wie Anm. 11), S. 49–55.

19) Grundlegend: *Der Dom zu Speyer*, hg. von H. E. KUBACH/W. HAAS et alii (*Die Kunstdenkmäler von Rheinland-Pfalz* 5), 3 Bde., München 1972; gute Zusammenfassung: v. WINTERFELD, *Kaiserdome* (wie Anm. 7), S. 47–115.

20) B. SCHÜTZ/W. MÜLLER, *Deutsche Romanik*, Freiburg i. Br./Basel/Wien 1989, S. 191.

21) v. WINTERFELD, *Kaiserdome* (wie Anm. 7), S. 119–206.

Beginn der Gotik der Säulenbasilika treu. Dies, obwohl oder vielleicht gerade weil sie im Bereich der Hochschiffwand nur in geringem Maße eine plastische Ausgestaltung zuließ<sup>22)</sup>. Die Wahl der Säulenbasilika kam also einem Verzicht auf die Errungenschaften hochromanischer Architektur gleich.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, diese Tatsache historisch beziehungsweise ideologisch zu deuten. In seinem bereits erwähnten Aufsatz<sup>23)</sup> stellte Edgar Lehmann die These auf, die Spaltung, welche anlässlich des Investiturstreits der Gegensatz zwischen Kaiser und Papst mit sich gebracht habe, spiegle sich auch in der deutschen Sakralbaukunst wider. Sie sei der Grund für das Fehlen einer einheitlichen Entwicklung romanischer Architektur in Mitteleuropa gewesen. Der Gegensatz Kaisertum – Reformmönchtum habe sich formal in den beiden Polen Speyer und Hirsau manifestiert<sup>24)</sup>. Mit der 1082 angefangenen großen Kirche des schwäbischen Klosters sei auch eine architekturgeschichtliche Reform eingeleitet worden, die bewußt die lapidare Strenge der frühchristlichen Basilika zum Ideal erhoben habe. Die These hat etwas Bestechendes: Was liegt näher als die Vermutung, die Reformpartei habe mit ihren Neubauprojekten die Treue zum Papsttum durch die stetige Wiederholung des Typus einer nach frühchristlicher Art konzipierten Säulenbasilika an den Tag gelegt? Der Gegensatz zwischen dem kaiserlichen Gewölbekbau und der von Hirsau architektonisch inszenierten nostalgischen Hinwendung zum Frühchristentum<sup>25)</sup> ist nach Lehmann für die ganze deutsche Architekturlandschaft bis zum Ende der Romanik bestimmend gewesen. Lehmanns These war um so willkommener, als sie die These einer Hirsauer Bauschule zu bestätigen schien<sup>26)</sup>. Liturgische Quellen bestärkten die Kunsthistoriker in der Annahme, die formale Beschaffenheit der Hirsauer Kirchen stelle ein unmittelbar in Architektur umgesetztes Reformprogramm dar<sup>27)</sup>.

22) Es stellt sich die Frage, ob man im Reich nicht länger als anderswo an freskierten monumentalen Bildzyklen festhalten wollte, für welche glatte Hochschiffwände ideale Flächen boten. Damit verschiebt sich die Frage, warum an der Tradition festgehalten wurde, auf das Gebiet der Ausstattung bzw. der Ikonographie, ohne daß sie gelöst ist.

23) LEHMANN, Bedeutung des Investiturstreits (wie Anm. 3).

24) Später übertrug der Autor diesen Antagonismus auf die karolingische Architektur und sah hier den Keim für die sich in Gegensätzen entwickelnde deutsche Romanik: E. LEHMANN, Kaisertum und Reform als Bauherren in hochkarolingischer Zeit, in: Festschr. für P. Metz, hg. von U. SCHLEGEL/C. ZOEGE VON MANTEUFFEL, Berlin 1965, S. 74–98.

25) Der Autor spricht sogar von »romantischem [sic!] Archaismus«: LEHMANN, Bedeutung des Investiturstreits (wie Anm. 3), S. 80.

26) Zur Forschungsgeschichte und für einen Überblick: W. HOFFMANN, Hirsau und die »Hirsauer Bauschule«, München 1955; R. BERGER, Hirsauer Baukunst – ihre Grundlagen, Geschichte und Bedeutung, 2 Bde., (Beiträge zur Kunstgeschichte 12), Witterschlick/Bonn 1995–1997, bringt gegenüber der älteren Forschung leider nichts wesentlich Neues.

27) A. METTLER, Die zweite Kirche von Cluni und die Kirchen in Hirsau nach den »Gewohnheiten« des XI. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Geschichte der Architektur 3 (1909/10), S. 273–286; 4 (1910/11), S. 1–16; DERS., Kloster Hirsau, Augsburg 1928.

Was wissen wir konkret über die fast nur noch in Fundament- und Sockelresten erhaltene Klosterkirche St. Petrus und Paulus von Hirsau? Die unlängst durch Stefan Kummer vorgenommene kritische Wertung der Resultate aller Grabungskampagnen sowie der alten Bildquellen hat das von der Forschung bisher gewonnene Bild der Anlage im großen und ganzen bestätigt, in manchem aber auch korrigiert. Eine in allen Punkten sichere Rekonstruktion erlaubt die Dokumentation allerdings nicht. Halten wir das Wichtigste fest<sup>28</sup>). Im flachgedeckten basilikalischen Langhaus (Abb. 1) trugen je sieben Säulen mit Würfelkapitellen Arkaden und Hochschiffwände. Die Bögen waren rechteckig eingerahmt, denn das auf etwa halber Wandhöhe verlaufende Gesims wurde mit jeder Säule durch eine vertikale Leiste verbunden<sup>29</sup>). Zwei Pfeiler setzten jeweils die Säulen nach Osten hin fort, von denen die beiden letzten mit den westlichen Vierungspfeilern identisch waren. Nicht nur diese, sondern auch das westliche Pfeilerpaar trug einen Schwibbogen; mit anderen Worten war zwischen dem säulenbestückten Längsteil und der Vierung ein deutlich bis zur Decke ausgegrenztes Joch eingeschoben. Es wurde von der Forschung stets mit dem *chorus minor* identifiziert. Vierung, Querarme und Presbyterium bestanden aus jeweils einem Quadrat (Abb. 8). Pfeilervorlagen und Schwibbogen grenzten diese Raumeile deutlich voneinander ab. Die untere Hälfte der flachen Ostwand des Presbyteriums war durch drei schmale rechteckige Annexräume erweitert, in denen ziemlich sicher Altäre standen. Das Presbyterium wurde von zwei Seitenräumen begleitet, die etwas breiter als die Seitenschiffe im Langhaus waren. Sie öffneten sich zur Mittelachse mit einer Doppelarkade und waren auf der Ostseite durch je zwei Annexräume mit Altarstellen erweitert. In den Winkeln zwischen den Längsmauern der Presbyteriumsnebenräume und den Querarmen waren etwas mühsam kleine Apsiden eingezwängt. Die an den Hauptbau nach Westen anschließende Vorkirche beschränkte sich ursprünglich, wie die jüngsten Grabungen nachgewiesen haben, auf ein von zwei Längsportiken umsäumtes Atrium. Die Mitte war also nach oben offen. Als nächstes wurden westlich der beiden Säulenhallen Türme hochgeführt. Erst dann entschloß man sich, das Atrium zu einer basilikalischen Vorkirche umzubauen und zwischen die ursprünglich freistehenden Türme eine Fassade einzufügen (Abb. 9). Deren Erdgeschoß öffnete sich nach beiden Hauptseiten mit je einer Drillingsarkade und enthielt demzufolge eine Vorhalle. Vorkirche und Doppelturmfassade resultierten also aus einer mehrfachen Umplanung, deren Daten völlig offen bleiben. Wahrscheinlich fand der Westteil zu seiner endgültigen Gestalt erst im frühen 12. Jahrhundert. Auch die Hauptkirche war wohl nicht derart aus einem Guß, wie dies die Forschung immer dar-

28) Im folgenden nach: S. KUMMER, Die Gestalt der Peter-und-Pauls-Kirche in Hirsau – Eine Bestandsaufnahme, in: Hirsau. St. Peter und Paul 1091–1991 Bd. 1: Zur Archäologie und Kunstgeschichte (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 10/1), Stuttgart 1991, S. 199–208.

29) Davon haben sich viele Spolien erhalten. Vgl. R. STROBEL, Die romanische Bauplastik, in: ebd., S. 209–244, hier S. 221.

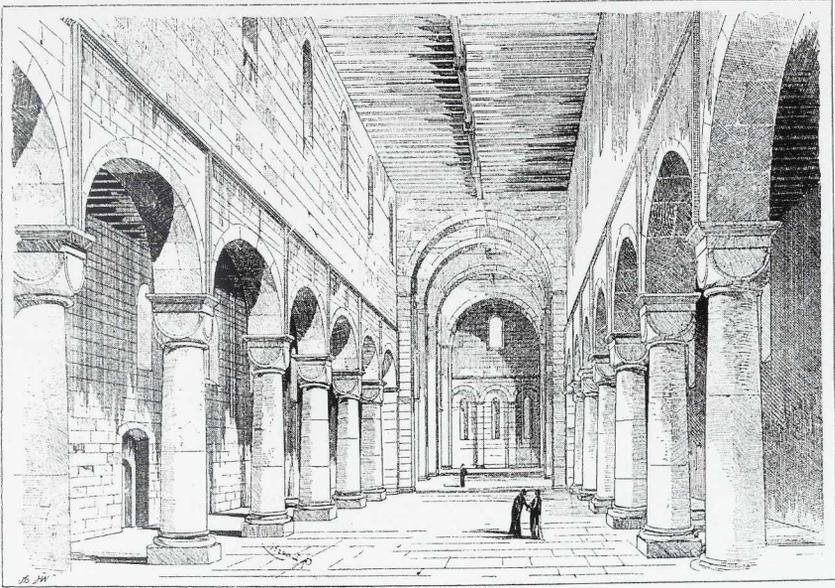


Abb. 1: Hirsau, St. Peter und Paul, Rekonstruktion des Inneren (nach Loesti)

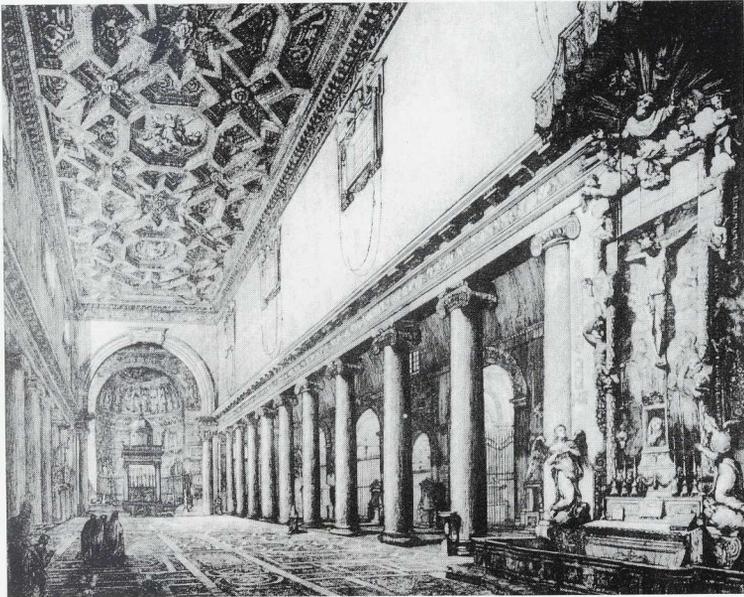


Abb. 2: Rom, Sta. Maria in Trastevere vor den Restaurierungen des 19. Jahrhunderts (Ansicht des Inneren von Antonio Sarti)



Abb. 3: Schwarzach, Klosterkirche, Inneres (vor der letzten Restaurierung)

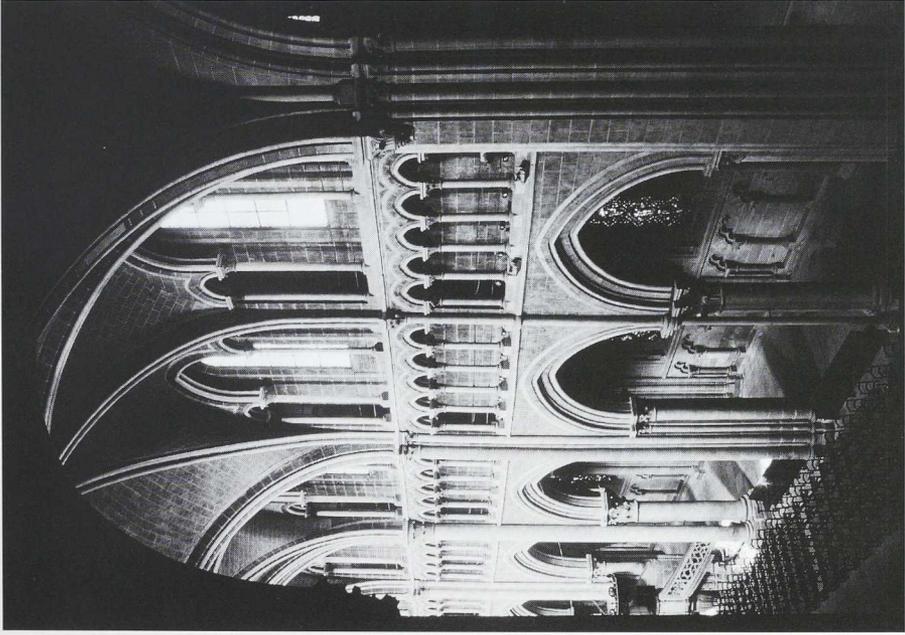


Abb. 4: Lausanne, Kathedrale, Inneres des Langhauses

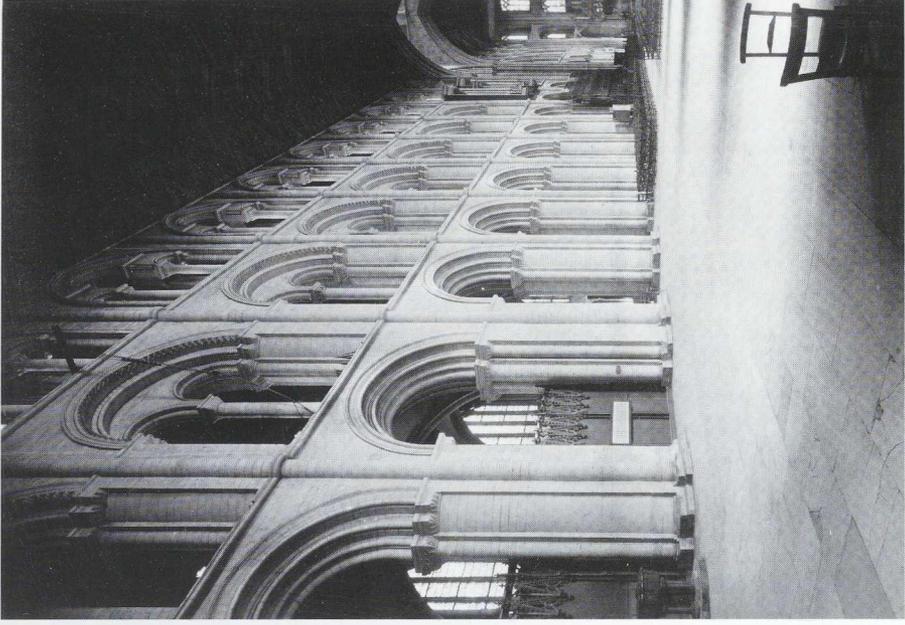


Abb. 5: Peterborough, Kathedrale, Inneres des Langhauses

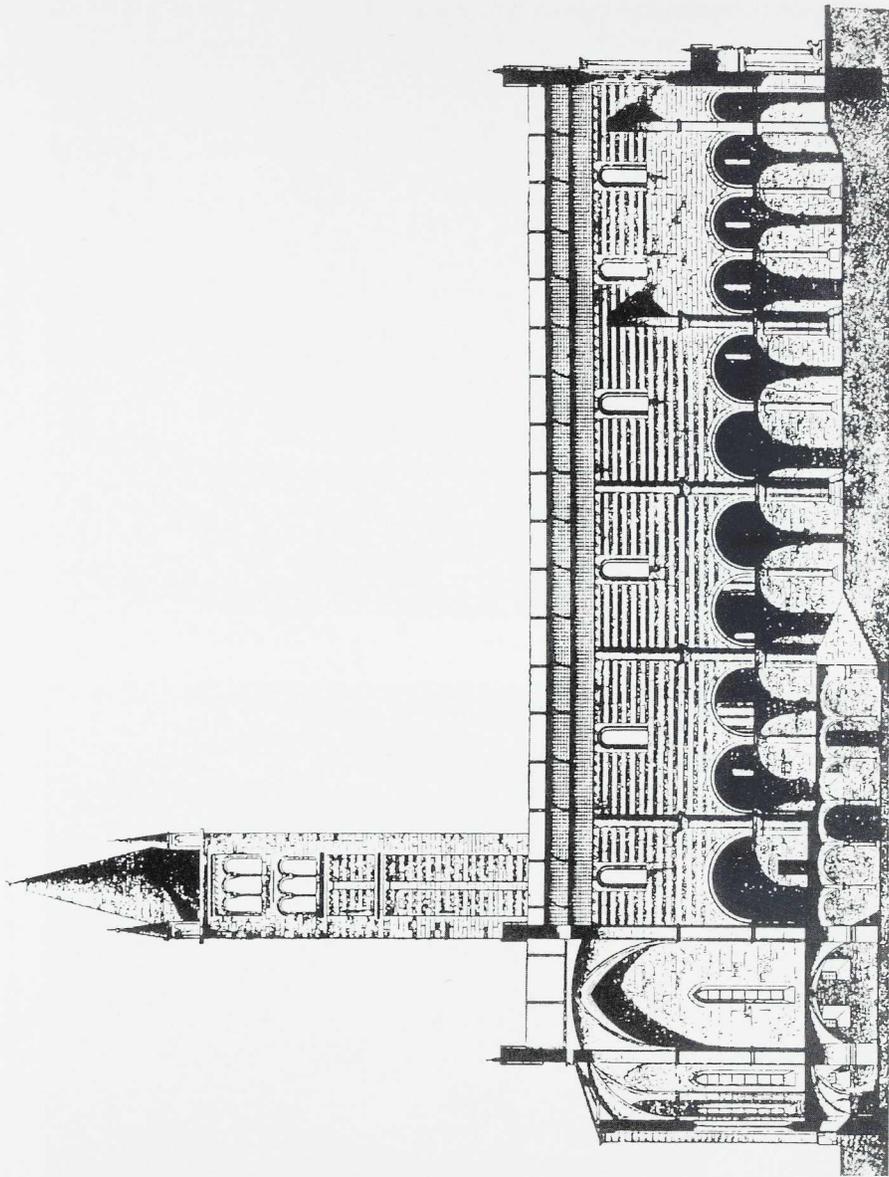


Abb. 6: Verona, S. Zeno, Längsschnitt

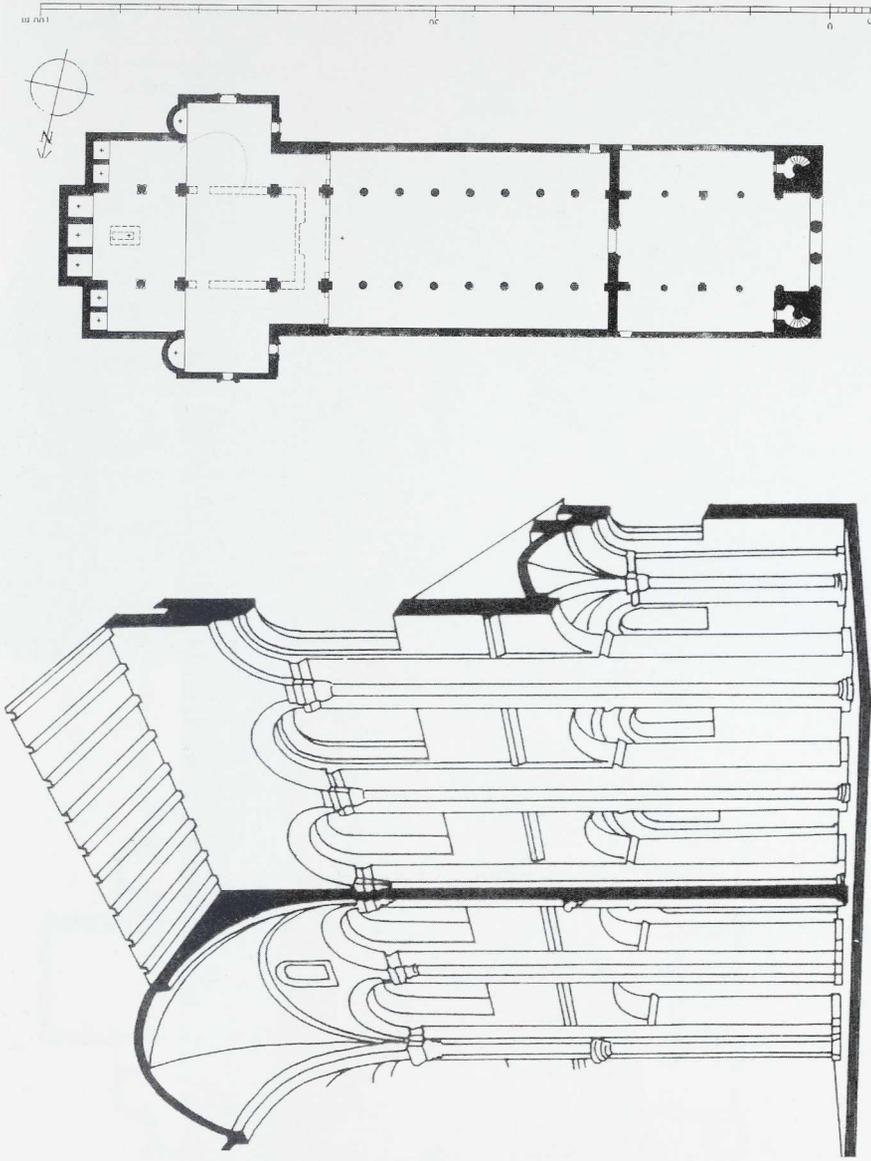


Abb. 7: Speyer, Dom, Wandsystem von Bau I und II

Abb. 8: Hirsau, St. Peter und Paul, Grundriß

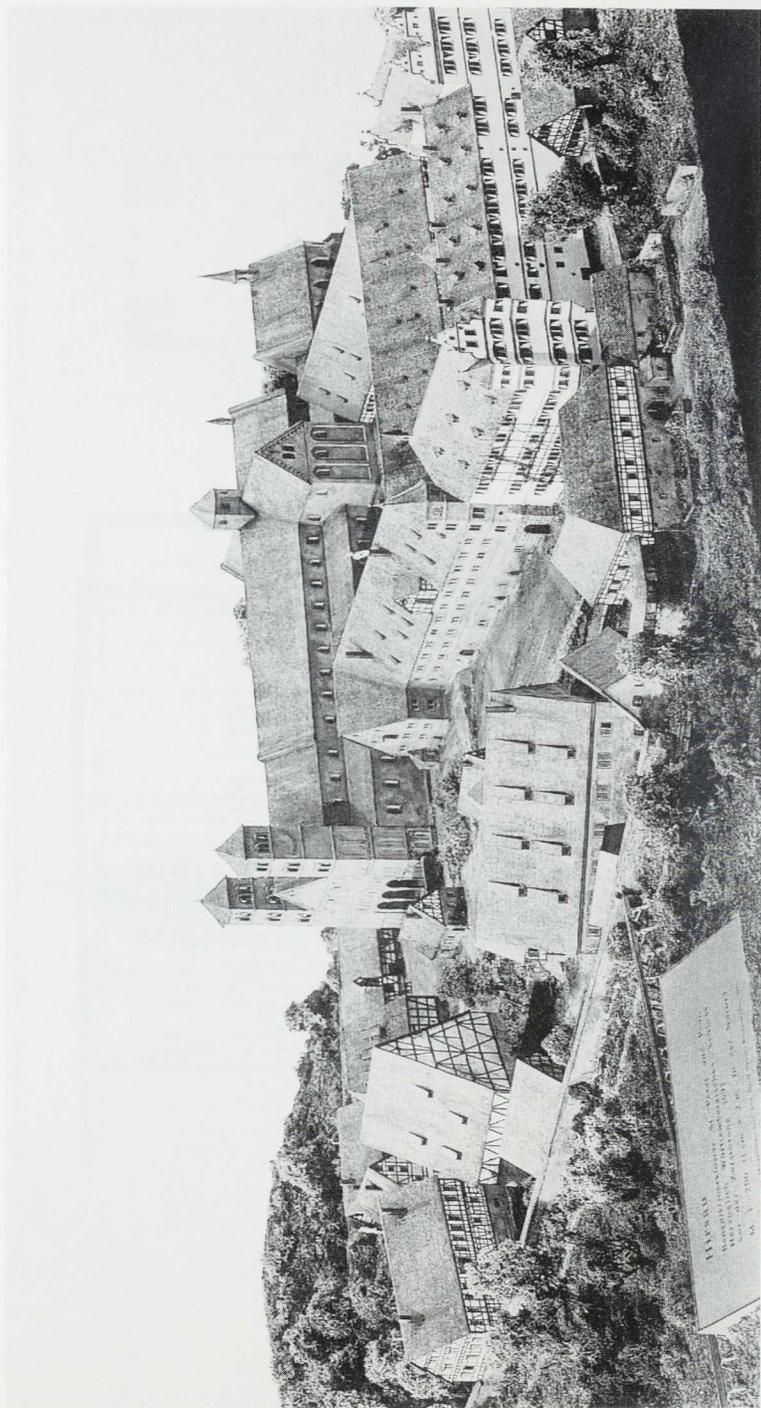


Abb. 9: Hirsau, Modell von St. Peter und Paul mit Klosteranlage vor der Zerstörung



Abb. 11: Limburg a. d. H., Klosterkirche, Inneres des Sanktuariums

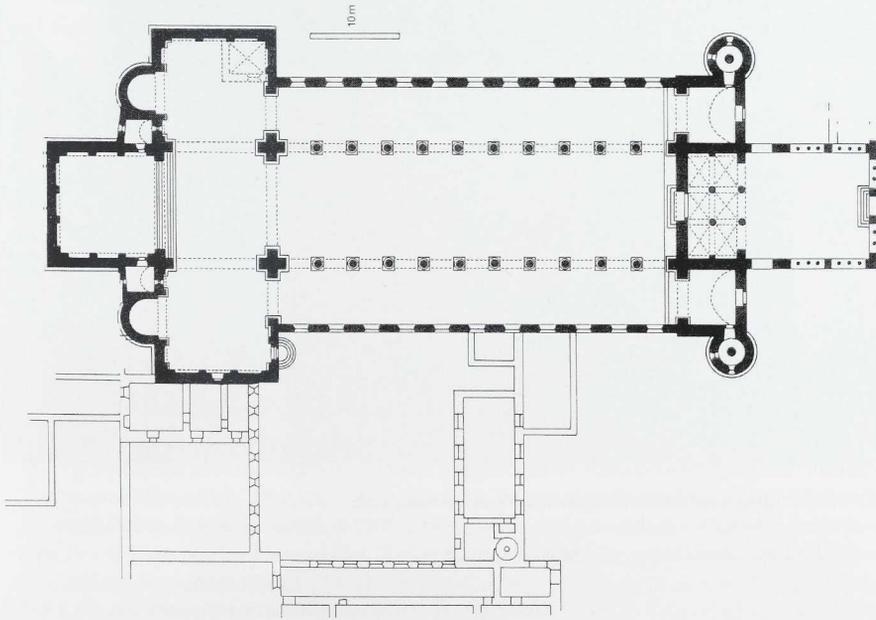


Abb. 10: Limburg a. d. H., Klosterkirche, Grundriß



Abb. 12: Maursmünster (Marmoutier), Westwerk der Abteikirche

gestellt hat. Kummer vermutet nicht ohne Grund, daß sie ab 1082 von West nach Ost errichtet wurde. Was war bei der Weihe von 1091 tatsächlich vollendet<sup>30)</sup>? Ein weiteres Problem ist die ursprüngliche Planung des Presbyteriums. Mit Recht stellt Kummer die Frage, ob die zerquetschten Apsiden der Querarme nicht der Rest einer ursprünglich geplanten Ostanlage in Form gestaffelter Apsiden sind<sup>31)</sup>. Die Frage ist um so berechtigter, als die Mehrzahl der Kirchen, deren Grundriß die Forschung als von Hirsau beeinflusst bezeichnet, den sogenannten Staffelchor aufweist, nämlich St. Peter und Paul in Erfurt (Bau I), Paulinzella, Thalbürgel, Breitenau, Hamersleben, Königslutter, Prüfening, Alpirsbach, Gengenbach, Schwarzach<sup>32)</sup>. Nur gerade Schaffhausen, nach mehreren Umplanungen die getreueste Kopie von Peter und Paul in Hirsau, zeigt den rechteckigen Chorschluß in Kombination mit ostwärts den Querarmen angefügten Apsidiolen (hier allerdings rechtwinklig ummantelt, was zur Grundform der Anlage besser paßt)<sup>33)</sup>.

Es ist hier nicht der Ort, auf die sogenannte Hirsauer Bauschule einzugehen. Der Begriff ist in der Forschung sehr umstritten, denn er geht von der Annahme aus, daß man überall dort, wo Eigenschaften vorkommen, die mit solchen der Hirsauer Peter-und-Paul-Kirche übereinstimmen, ein kirchliches Reformprogramm demonstrativ in Architektur umgesetzt habe. Diese These berücksichtigt die große Vielfalt der von Hirsau mitgeprägten Bauten zu wenig und läßt die Frage außer Acht, inwieweit gewisse Kennzeichen nicht sehr bald Allgemeingut geworden sind<sup>34)</sup>. Selbst bezüglich der anscheinend immer den *chorus minor* markierenden Sonderform der Pfeiler im östlichen Langhausbereich ist Vorsicht geboten. Sogar in Hirsau ist nicht belegt, daß hier die nicht mehr an der Liturgie teilnehmenden *literati* ihren Platz hatten<sup>35)</sup>. Anlehnung an das Hirsauer Beispiel, Verpflichtung gegenüber lokalen Traditionen und ein frei verfügbar gewordener Formenschatz, das sind die drei Komponenten, deren jeweiliger Anteil im einzelnen Fall genau überprüft werden muß.

Wichtiger ist im vorliegenden Zusammenhang die Frage nach den Voraussetzungen der Hirsauer Architektur. Ist diese wirklich im Sinne einer bewußten Rückkehr zu frühchristlicher Einfachheit zu verstehen, und wenn ja, an welche konkreten Leitbilder dachten Abt Wilhelm und seine Mönche? Zwei Bereiche sind von vornherein auszuschließen,

30) Für die Baudaten anhand der schriftlichen Quellen: R. NEUMÜLLERS-KLAUSER, Quellen zur Bau- und Kunstgeschichte von Hirsau, in: ebd., S. 475–499, hier S. 479, 480, 481.

31) KUMMER, Peter-und-Pauls-Kirche (wie Anm. 28), S. 208.

32) Alle Beispiele in: HOFFMANN, Hirsau (wie Anm. 26).

33) Knappe Zusammenfassung des Wesentlichen: W. U. GUYAN/K. SCHIB, 900 Jahre Münster zu Schaffhausen (Schweizer Heimatbücher 117), Bern 1964.

34) Vgl. die gegenüber der älteren Literatur ausgewogenere Gesamtbeurteilung des Phänomens bei HOFFMANN, Hirsau (wie Anm. 26, v. a. S. 119–122). Trotz einiger Reserven sprechen SCHÜTZ/MÜLLER, Deutsche Romanik (wie Anm. 20), S. 220f. immer noch von einer »Schule«. Differenzierter die Darstellung bei: G. BINDING/M. UNTERMANN, Kleine Kunstgeschichte der mittelalterlichen Ordensbaukunst in Deutschland, Darmstadt 1985, S. 119–132.

35) KUMMER, Peter-und-Pauls-Kirche (wie Anm. 28), S. 207.

nämlich Cluny und Italien. Was ersteres betrifft, so rüttelt diese Aussage nicht an Mettlers Hypothese, das liturgische Funktionieren der Kirche sei entsprechend den *constitutiones* des Abtes Wilhelm festgelegt worden<sup>36</sup>). Zweifellos ist es auch für die Architekturgeschichte von Bedeutung, daß Wilhelm zwei Textvorlagen benutzt hat, die in Cluny selber beziehungsweise in dessen engstem Umkreis entstanden sind, nämlich die *consuetudines* aus der Feder Bernhards und diejenigen Udalrichs<sup>37</sup>). Diese Texte regeln die Plazierung der Altäre, die Sitzordnung beim Chorgebet, die Prozessionen, die Rolle der Vorkirche und dergleichen mehr. Obwohl immerhin die Rede von einer Vorkirche ist (ein dritter Text, die sogenannten *consuetudines Farfenses* erwähnen sogar Westtürme<sup>38</sup>), findet sich nicht die geringste Andeutung bezüglich ihrer architektonischen Gestalt. Man hat sehr lange geglaubt, dieses Manko sei durch die Grabungen wettgemacht worden, die Kenneth John Conant in Cluny vor dem Zweiten Weltkrieg durchgeführt hat. Conants zeichnerische Rekonstruktion von Cluny II erweist sich aber bei näherem Zusehen weitgehend als Fiktion<sup>39</sup>). Sie entstand ohne ausreichende archäologische Befunde und ist im Grunde nichts anderes als ein *circulus vitiosus*, nämlich eine Synthese aus den Gegebenheiten einer Vielzahl von Kirchen, die Cluny II angeblich in Frankreich und in der Schweiz beeinflußt hat<sup>40</sup>). Man tut also gut daran, sich auf die erwähnten Texte zu beschränken, wobei aus letzteren nicht hervorgeht, ob sie tatsächlich vorhandene architektonische Dispositionen reflektieren oder ob man sie nicht eher als Absichtserklärung, das heißt als lediglich in den Köpfen steckendes Bauprogramm zu verstehen hat.

In Italien gibt es keine konkreten Vorbilder für Hirsau. Zwar erfreut sich die Säulenbasilika bekanntlich auf der Apenninhalbinsel bis zum Ende des Mittelalters einer ungebrochenen Beliebtheit, aber gerade im letzten Drittel des 11. Jahrhunderts schickte man

36) METTLER, Die zweite Kirche (wie Anm. 27).

37) N. REIMANN, Die Konstitutionen des Abts Wilhelm von Hirsau, in: Hirsau. St. Peter und Paul (wie Anm. 28), Bd. 2: Geschichte, Lebens- und Verfassungsformen eines Reformklosters (bearb. von K. SCHREINER), Stuttgart 1991, S. 101–108. Die von der Kunstgeschichte im Hirsauer Kontext häufig herangezogenen sogenannten *Consuetudines Farfenses* wurden von Wilhelm nicht benutzt (ebd., S. 104, Anm. 46).

38) Ediert unter dem Titel: Liber Tramitis Aevi Odilonis, hg. von P. DINTER (Corpus consuetudinum Monasticarum 10), Siegburg 1980, S. 203–206.

39) K. J. CONANT, Cluny. Les églises et la maison du chef d'ordre (The Mediaeval Academy of America Publication 77), Mâcon 1968, S. 53–60, Taf. XXV–XXVIII.

40) Erste Korrekturen an Conants Vorschlägen: C. SAPIN, L'abbatiale de Cluny II sous saint Hugues, in: Le gouvernement d'Hugues de Semur à Cluny, Actes du colloque scientifique international, Cluny, sept. 1988, Cluny 1990, S. 435–460; DERS., Cluny II et l'interprétation archéologique de son plan, in: Religion et culture autour de l'an mil. Royaume capétien et Lotharingie, hg. von D. IOGNA-PRAT/J.-Ch. PICARD, Paris 1990, S. 85–89; A. BAUD, Les fouilles archéologiques, in: Cluny, un nouveau regard. Recherches archéologiques, Ausst.-Kat. Cluny 1996 (Cahiers du Musée d'art et d'archéologie de Cluny 1), Cluny 1966, S. 8–11. Vgl. auch die kritischen Bemerkungen zu den Rekonstruktionen von Cluny II von: J. HENRIET, Saint-Philibert de Tournus. L'oeuvre du second maître: la galilée et la nef, in: Bulletin monumental 150 (1992), S. 101–164, hier S. 127–130.

sich in der Poebene, in der Toscana und in Apulien an, die basilikale Hochschiffwand im vorhin beschriebenen Sinne zu gestalten und damit die Säulenbasilika wenn auch nicht völlig in Frage zu stellen, so doch entschieden zu beleben<sup>41</sup>). Daß man sich in Hirsau direkt an stadtrömischen Säulenbasiliken orientierte, ist wegen der völlig andersartigen Grundrißdispositionen ausgeschlossen. Auch zu dem unter Abt Desiderius 1066–1071 errichteten Neubau der Kirche von Montecassino mit seinem an frühchristliche Vorbilder erinnernden durchgehenden Querhaus besteht keine direkte Verbindung, es sei denn, man betrachtet die bereits im frühen 11. Jahrhundert den Westecken des cassinischen Atriums angefügten Türme als eine der Voraussetzungen für die in Hirsau an derselben Stelle stehenden Türme<sup>42</sup>).

Nachweisbar von Italien ausgehende Ausstrahlungen sind in der romanischen Baukunst Deutschlands ausgesprochen selten. Die schriftlichen Quellen, die deutsches Baugeschehen direkt mit Italien in Verbindung bringen, lassen sich an einer Hand aufzählen<sup>43</sup>). Außerdem sind sie wenig aufschlußreich. So spielt etwa die Nachricht der Chronik von Klostrerrath zum Jahre 1108, die neue Kirche sei *scemate longobardino* errichtet, höchstens auf den Rhythmus der Traveen an<sup>44</sup>). Die Vergleiche stilgeschichtlicher Art, die eine italienische Machart in Deutschland vermuten lassen, beschränken sich auf die Bauzier einiger weniger, vom Kaiser selber geförderter Spitzenwerke, nämlich auf gewisse Teile des Doms zu Speyer<sup>45</sup>), die Stiftskirche in Quedlinburg<sup>46</sup>) und die Klosterkirche von Königsutter<sup>47</sup>). Hier wurden ziemlich sicher Bildhauer beschäftigt, die vermutlich aus dem südlich der Alpen liegenden Teil des Reiches stammten. Wahrscheinlich hing diese Wahl mit dem hohen Prestige zusammen, das diese Bauten von Anfang an hatten.

In Hirsau und seinem architektonischen Umkreis (wozu auch Königsutter gehört) beschränkt sich die Bauzier auf das Notwendigste. Nur die kaiserliche Stiftung Königsutter

41) BRUCHER, Baukunst (wie Anm. 11), S. 29ff., 167f., 269ff.

42) G. URBAN, Die Klosterakademie von Montecassino und der Neubau der Abteikirche im 11. Jahrhundert, in: Römischer Jahrbuch für Kunstgeschichte 15 (1975), S. 11–23; M. D'ONOFRIO/V. PACE, La Campania (Italia romana 4), Milano 1981, S. 41–73.

43) E. KLUCKHOHN/W. PAATZ, Die Bedeutung Italiens für die romanische Baukunst und Bauornamentik in Deutschland, in: Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft 16 (1955), S. 1–120. Etwas ganz anderes ist die Organisation einer Sakraltopographie in einer deutschen Bischofsstadt nach stadtrömischem Vorbild: H. MAURER, Konstanz als ottonischer Bischofssitz. Zum Selbstverständnis geistlichen Fürstentums im 10. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 39, Studien zur Germania Sacra 12), Göttingen 1973.

44) H. E. KUBACH/A. VERBEEK, Romanische Baukunst an Rhein und Maas Bd. 1, Berlin 1976, S. 466–472.

45) E. LEHMANN, Die Bedeutung des antiken Bauschmucks am Dom zu Speyer, in: Zeitschrift für Kunstwissenschaft 5 (1951), S. 1–16. Vgl. die bezüglich des italienischen Einflusses sehr vorsichtigen Äußerungen Kubachs in: KUBACH/HAAS, Dom zu Speyer (wie Anm. 19) Bd. 1, S. 809–810.

46) E. SCHUBERT, Stätten sächsischer Kaiser, Leipzig/Jena/Berlin 1990, S. 42–68, hier S. 63 (Literaturangaben S. 270–271).

47) Ebd., S. 231–248 (Literaturangaben S. 279); J. POESCHKE, Die Skulptur des Mittelalters in Italien Bd. 1, Romanik, München 1998, S. 50–52.

macht hierin eine Ausnahme. Die Kargheit der Schmuckformen ist aber ebenso wenig wie die lapidare Einfachheit der Gesamterscheinung ein Spezifikum der Architektur des Reformmönchtums. Bereits 1897 wurden die Grundrisse von Hirsau (Abb. 8) und von Limburg an der Haardt (Abb. 10) miteinander verglichen, was den Herleitungsvorschlag für die Reformkirche in die richtige Richtung führte<sup>48)</sup>. Limburg, 1025–1042 errichtet, zeigt eine auch Hirsau kennzeichnende Gruppierung im Ostteil: Vierung, Querarme und Presbyterium bestehen aus jeweils gleich großen Quadraten. Auch die drei Altarnischen an der Abschlußwand des Hirsauer Presbyteriums sind in Limburg (Abb. 11) bereits vorgebildet<sup>49)</sup>. In Limburg fehlen jedoch die Nebenräume, die in Hirsau das Presbyterium begleiten. Solche Nebenräume wies indessen die Konstanzer Kathedrale seit der Erneuerung ihrer Ostteile unter Bischof Lambert (995–1018) auf<sup>50)</sup>. Dort schlossen sie allerdings mit der Altarhausstirnwand bündig. Und schließlich besaß eine zweite oberrheinische Kathedrale ein rechteckig ummanteltes Chorghaupt, das von daran bündig anschließenden Nebenräumen begleitet war, nämlich das einer späten Quelle zufolge 1015 begonnene, wahrscheinlich um 1050 vollendete Straßburger Münster des Bischofs Wernher<sup>51)</sup>. Alle drei genannten oberrheinischen Großbauten waren im Langhaus Säulenbasiliken (das Konstanzer Langhaus wurde nach dem Einsturz des karolingischen Vorgängers unter Bischof Rumold [1051–1069] diesem Typus konform wiederaufgebaut<sup>52)</sup>). Man geht wohl nicht fehl, wenn man die Neuschöpfung von Hirsau als höchst ausgeklügelte Kombination der von diesen drei oberrheinischen Bauten offerierten Möglichkeiten interpretiert. Dabei ist es von sekundärer Bedeutung, ob diese Kombination von Anfang an oder in der endgültigen Form erst im Laufe des Bauprozesses gefunden wurde. Jedenfalls entschied man sich in Hirsau bei der definitiven Gestaltung der Ostteile für die modernste Lösung mit ausgeschiedener Vierung, so wie sie in Limburg zu sehen war. Konstanz und Straßburg waren dagegen, soweit man dies heute noch beurteilen kann, bei der älteren Form des durchgehenden Querhauses geblieben. Auch für den Hirsauer Westbau läßt sich eine oberrheinische Vorstufe ausmachen. Zweifellos wurde die Hirsauer Vorkirche aufgrund liturgischer Erfordernisse aus dem Atrium herausentwickelt und stellt somit eine selbständige Leistung dar. Dennoch darf man vermuten, daß das Endresultat der verschie-

48) HOFFMANN, Hirsau (wie Anm. 26), S. 23. Zu Recht reihte Schürenberg Hirsau in einen Traditionstrang vergleichbarer oberrheinischer Grundriß- und Aufrißformen ein: L. SCHÜRENBERG, Der Anteil der südwestdeutschen Baukunst an der Ausbildung des salischen Stils, in: Zeitschrift für Kunstgeschichte 8 (1939), S. 249–280; ebenso: H. WISCHERMANN, Romanik in Baden-Württemberg, Stuttgart 1987, S. 30.

49) v. WINTERFELD, Kaiserdome (wie Anm. 7), 209–216.

50) A. KNOEPFLI, Beiträge zur Baugeschichte des Konstanzer Münsters im 10. und 11. Jahrhundert, in: Die Konstanzer Münsterweihe von 1089, hg. von H. MAURER, Freiburg i. Br. 1989, S. 27–84.

51) H. REINHARDT, La cathédrale de Strasbourg, Paris 1972, S. 35–47; J.-P. MEYER, La cathédrale de Strasbourg, la cathédrale romane 1015–vers 1180, Bulletin de la cathédrale de Strasbourg 22 (supplément), Strasbourg 1998.

52) KNOEPFLI, Baugeschichte (wie Anm. 50).

denen Planungsphasen, nämlich die Doppelturmfassade mit integrierter Säulenvorhalle in Anlehnung an den Westbau des Straßburger Wernher-Baus entwickelt wurde, der diese Disposition schon früher zeigte<sup>53</sup>). Im Südwesten des Reichs wurde diese Lösung mehrmals wieder aufgegriffen, beispielsweise im elsässischen Lautenbach<sup>54</sup>).

Das Baukonzept von Hirsau orientierte sich also nicht an der frühchristlichen oder an der zeitgenössischen Säulenbasilika Italiens. Vielmehr wurden im Reformkloster die großen südwestdeutschen Bischofs- und Abteikirchen aus der 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts zum Leitbild erhoben. Deren Architektur war in keiner Weise weniger streng und einfach als die in Hirsau getroffene Lösung. Ganz im Gegenteil verrät sich in Hirsau der Wunsch, die Baukunst der frühen und mittleren Salierzeit den neuen, moderneren Gestaltungsprinzipien der Hochromanik anzupassen<sup>55</sup>). Die eindrucksvolle Perspektive von hintereinandergeschobenen Schwibbogen in den Ostteilen der Reformkirche sind ebenso ein Zeichen dafür wie die berühmte Hirsauer Arkadenrahmung (Abb. 1). Deren feines Relief dient nichts anderem als der Belebung der Mauer und steht damit um 1090 auf der Höhe der Zeit. Indem es die lapidare Größe der frühsalischen Architektur auf die neuen Erfordernisse sowohl funktionsmäßig als auch gestalterisch zuschneidet, wurde das Hirsauer Konzept erfolgreich. Es ließ sich immer wieder adaptieren, beispielsweise auch für die kaiserliche Grabstätte in Königslutter. Sicher war das Festhalten am Typus der Säulenbasilika bei der Gestaltung der Hirsauer Kirche eine Frage des Dekorums, denn eine in allen Teilen gewölbte Kirche mit aufwendiger Bauplastik hätte zu reformerischer Strenge tatsächlich schlecht gepaßt. Man darf dies jedoch nicht antagonistisch sehen. Die Verwendung des Typus Säulenbasilika war nicht auf den Umkreis der Hirsauer Reform beschränkt. Als Beleg diene die Stiftskirche St. Jakob in Bamberg<sup>56</sup>). Hier von einer nostalgischen Verklärung der frühchristlichen Basilika zu sprechen wäre absurd, obwohl sich die Säulen als viel schlanker und damit »antikischer« erweisen als in den Bauten der Hirsauer Reform. Wahrscheinlich orientierten sich hier die Auftraggeber am Bamberger Heinrichsdom, der als frühsalisches Bauwerk wohl als Säulenbasilika konzipiert worden war, wobei allerdings nicht ausgeschlossen werden kann, daß er einen Stützenwechsel aufwies<sup>57</sup>).

Das Problem der deutschen Architekturgeschichte der Hoch- und Spätromanik besteht nicht im Widerspruch zwischen mönchischen Reformkirchen auf der einen und kaiser-

53) Im Gegensatz zu REINHARDT, *La cathédrale* (wie Anm. 51), der ein westwerkartiges Turmmassiv postuliert, sind die Argumente für eine Doppelturmfassade stichhaltiger. Vgl. SCHÜRENBERG, *Anteil der südwestdeutschen Baukunst* (wie Anm. 48), S. 251–257; H. SCHAEFER, *The Origin of the Two-Tower Façade in Romanesque Architecture*, in: *Art Bulletin* 27 (1945), S. 85–108, hier S. 87–91. Die Frage nach einer Zweiturmfassade in Limburg a. d. H. muß offen bleiben, vgl. v. WINTERFELD, *Kaiserdome* (wie Anm. 7), S. 215.

54) Schürenberg, *Anteil der südwestdeutschen Baukunst* (wie Anm. 48), S. 253.

55) Ebd., S. 261, 268, 280.

56) A. HARDTE, *Die romanische Anlage der ehemaligen Collegiatstiftskirche St. Jakob zu Bamberg*, (Diss. Erlangen) Amberg 1931.

57) D. v. WINTERFELD, *Der Dom in Bamberg*, 2 Bde., Berlin 1979, Bd. 1, S. 16–29, hier S. 18.

lichen bzw. bischöflichen Kirchen auf der anderen Seite. Insofern gehört die These Edgar Lehmanns<sup>58)</sup> zur Geschichte der Kunstgeschichte. Aber indem sie den Blick auf wesentliche Unterscheidungsmerkmale der vielfältigen romanischen Baukunst in Deutschland gelenkt hat, bleibt sie eine bedeutende Leistung. Sie stellt nicht nur forschungsgeschichtlich eine wichtige Etappe dar, sondern sie ist dank ihrer feinsinnigen und mit Verve vorgetragenen Formulierungen selber zum Kunstwerk geworden.

Nicht nur im Bereich des Flachdeckenbaus manifestiert sich das Beharrungsvermögen der deutschen Architektur. Die Kunstgeschichte bleibt diesbezüglich immer noch eine Erklärung schuldig. Warum wird im Kölner Raum der Trikonchos von St. Maria im Kapitol, ein Bau aus dem 2. Drittel des 11. Jahrhunderts<sup>59)</sup>, erst ab 1150 beispielhaft für eine ganze Serie von Werken<sup>60)</sup>? Warum evoziert die Abtei Maursmünster (Abb. 12) anlässlich des Teilneubaus ihrer Kirche noch um 1160 ein karolingisches Westwerk<sup>61)</sup>? Warum wird in Straßburg im späten 12. Jahrhundert der alte Ostteil des Wernher-Münsters lediglich einer schonenden Erneuerung unterzogen<sup>62)</sup>? Wie der Luxus der Einzelformen zeigt, gewiß nicht aus Sparsamkeit. Das Ansehen des alten auf Säulen stehenden Straßburger Langhauses war so groß, daß man es noch um 1200 nicht abreißen wollte, sondern vielmehr mit neuen Glasmalereien ausstattete<sup>63)</sup>. Man muß das lange Festhalten an der flachgedeckten Basilika in Deutschland wohl im Zusammenhang mit einer hier besonders ausgeprägten Traditionspflege sehen. Noch in den 1220er Jahren ist es der konservativen Fraktion des Bamberger Domkapitels beinahe gelungen, den bereits in die Wege geleiteten Gewölbebau des neuen Domes zugunsten einer Flachdecke wieder aufzugeben. Vermutlich schien ihr ein Gewölbe der Erinnerung an den alten Heinrichsdom abträglich zu sein<sup>64)</sup>.

Es würde sich lohnen, wenn Historiker und Kunsthistoriker das retardierende Moment der deutschen Romanik und Spätromanik mit vereinten Kräften zu ergründen versuchten. Zu welch aufschlußreichen Resultaten eine umsichtig getroffene Kombination historischer und kunsthistorischer Methoden führen kann, haben die Studien Ernst Schuberts über den Naumburger Dom<sup>65)</sup> gezeigt.

58) LEHMANN, Bedeutung des Investiturstreits (wie Anm. 3).

59) KUBACH/VERBEEK, Romanische Baukunst (wie Anm. 44) Bd. 1, S. 557–568.

60) Ebd. Bd. 4: Architekturgeschichte und Kunstlandschaft, Berlin 1989, S. 274–280, 411.

61) SCHÜTZ/MÜLLER, Deutsche Romanik (wie Anm. 20), S. 109.

62) REINHARDT, La cathédrale (wie Anm. 51), S. 47–56.

63) V. BEYER/C. WILD-BLOCK/F. ZSCHÖKKE, Les vitraux de la cathédrale Notre-Dame de Strasbourg (Corpus vitrearum France 9,1), Paris 1986, S. 23–38; P. KURMANN, Deutsche Kaiser und Könige. Zum spätstaufischen Herrscherzyklus und zur Reiterfigur Rudolfs von Habsburg am Straßburger Münster, in: Kunst im Reich Friedrichs II. von Hohenstaufen Bd. 2, hg. von A. KNAAK, München/Berlin 1997, S. 154–169.

64) v. WINTERFELD, Der Dom in Bamberg (wie Anm. 57), S. 104–106.

65) Zuletzt und zusammenfassend: E. SCHUBERT, Der Naumburger Dom, Halle a. d. S. 1996.

*Abbildungsnachweis*

Autor: 4

Zentralinstitut für Kunstgeschichte, München: 3, 5, 11, 12

Aus Veröffentlichungen:

Hirsau, St. Peter und Paul 1091–1091, Bd. 1: Zur Archäologie und Kunstgeschichte (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 10/1), Stuttgart 1991: 1, 8, 9

G. Brucher, Die sakrale Baukunst Italiens im 11. und 12. Jahrhundert, Köln 1987: 6

R. Krautheimer, Rome. Profile of a City 312–1308, Princeton 1980: 2

Dethard von Winterfeld, Die Kaiserdome Speyer, Mainz, Worms und ihr romanisches Umland, Würzburg 1993: 7, 10